

Die deutsche Schweiz und das Deutsche Reich : zwei Stimmen zur Nachkriegszeit

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1945)**

Heft 3

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

März 1945 1. Jahrgang Nr. 3 29. Jahrgang der „Mitteilungen“

Die deutsche Schweiz und das Deutsche Reich Zwei Stimmen zur Nachkriegszeit

Es ist sicher gut, daß sich die Schweiz schon heute mit den staats-, wirtschafts- und verkehrspolitischen Fragen der Nachkriegszeit beschäftigt, aber auch mit den kulturpolitischen, und mit diesen hängen die sprachlichen zusammen; denn „die geistige Kultur kann von der Sprache nicht getrennt werden“, wie Prof. Dr. Karl G. Schmid in seiner Antrittsvorlesung über „die kulturelle Lage der deutschen Schweiz“ gesagt hat. Und da wir Menschen deutscher Sprache sind, sogar wenn wir Schwyzertütsch sprechen - damit bekennen wir ja ausdrücklich, daß es Deutsch ist -, so entsteht jetzt, da der Krieg zu Ende zu gehen scheint, für uns die Frage, wie wir Deutschschweizer in Kulturbelangen zu Deutschland stehen. Ganz verschieden beantworten diese Frage zwei neue Schriften.

Ganz einseitig behandelt sie Dr. Guggenbühl im Fännerheft seines „Schweizer Spiegels“. Zwar will auch er, das sei ausdrücklich gewürdigt, unter die politische Rechnung, die wir mit Deutschland wegen erfahrener Unbill zu begleichen hätten, einen Strich ziehen, den aufgespeicherten Grimm unterdrücken und nicht nachträgerisch sein. Das sei von uns als sehr anständig anerkannt. Wir wollen ferner annehmen, daß er die Gefahren, die uns auch von einem geschlagenen Deutschland drohen, ebenso unbewußt übertreibe, wie nach seiner Ansicht die Wandervögel, die nach dem ersten Weltkrieg „mit Rucksack und Laute Europa durchschwärmten“, dem deutschen Imperialismus unbewußt Späherdienste geleistet haben. Guggenbühl meint aber, wir müßten auch einem geschlagenen Deutschland gegenüber „eine distan-

ziertere Stellung einnehmen als unsere Väter und Großväter"; denn wenn auch Mißtrauen allen Großmächten gegenüber berechtigt sei, so hätten wir dies Deutschland gegenüber besonders nötig, weil es unser Nachbar sei, weil es ferner seit hundert Jahren ein Schulbeispiel des Imperialismus darstelle und sein Imperialismus auf den Opfern schwerer laste als zum Beispiel der englische, denn wenn Deutschlands liebevolle Herrschaft nicht mit Gegenliebe aufgenommen werde, verwandle sie sich in Terror, wie das Schicksal Hollands, Norwegens, Frankreichs zeige. Der Imperialismus stecke eben dem Deutschen im Blute.

Da ist Richtiges und Falsches durcheinander, und da einiges unzweifelhaft richtig ist, glaubt der unkundige Leser leicht auch das andere. Natürlich wird uns die heute bei Swings und Boys und Girls blühende Engländerei staatlich nie gefährlich werden, aber haben die „hundertprozentige Kulturgemeinschaft“ der Zeit unserer Väter und Großväter und die seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts betriebene „Anschlußpropaganda“ wirklich „unsern Unabhängigkeitswillen ausgehöhlt“ und uns 1914 und 1939 im geringsten gehindert, entschlossen an die Grenze zu ziehen? Und wer anders hat uns zu dieser Entschlossenheit erzogen als jene unsere Väter und Großväter mit ihrem „ausgehöhlten Unabhängigkeitswillen“? Einen „Schweizer Spiegel“ gibt es ja erst seit 1926! Und hätten Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer wirklich vor den Bundesanwalt gehört? Man sollte jene unglückliche Rede, die Keller 1872 gehalten, nicht so ernst nehmen, wie es von reichsdeutscher und schweizerischer Seite immer wieder geschieht, sondern für eine „Trinkspruchphantasie“, wie Keller sie selber nachträglich genannt, die ihm, „von belebtem Toastieren hingerissen“ (er war der zwölfte Redner des Abends!), unterlaufen ist. * Gewichtiger ist jedenfalls jenes andere, von G. nicht angeführte Zeugnis, wonach Keller „den Untergang oder die Zerstückelung der Schweiz

* Nach G. soll Keller damals gesagt haben: „Wenn das deutsche Reich wieder Raum für demokratische Gedanken hat, gehören seine Grenzpfähle an den Gottshard.“ So plump hat er sich aber kaum ausgedrückt, wenigstens findet sich diese Fassung u. W. nirgends überliefert. Es wird keine bewusste Fälschung Guggenbühls sein, nur eine „kleine Ungenauigkeit“, der vielleicht eine Verwechslung mit — Mussolini zugrunde liegt.

durch fremde Mächte nicht ertragen, sondern sich mit seiner alten Pistole eine Kugel durch den Kopf gesagt hätte". Wie er aber von der Kulturgemeinschaft dachte, hat er auf seine Art so ausgedrückt: „Kein Schweizerischer Dichter kommt in seiner Heimat zu Namen und Ansehen, bevor sie ihn aus Deutschland mit der großen Trompete hereinführen.“ Daß die deutsche Kulturgemeinschaft unsern Dichtern sehr zustatten kommt, hat auch Spitteler in seiner Rede vom Dezember 1914 und an Kellers hundertstem Geburtstag ausgesprochen. Das mit der „hundertprozentigen Kulturgemeinschaft“ ist ein sehr bequemes Mittel der Kulturdemagogie zur Erwerbung vaterländischer Lorbeeren: Man baut sich einen Böögg, schlägt ihn dann tot und spielt den Erzengel und Drachentöter Michael oder Winkelried. Wer hat je etwas von einer hundertprozentigen Kulturgemeinschaft gesagt? Das hat es nicht einmal in Deutschland selbst gegeben und ist auch in Friedenszeiten von keinem vernünftigen Deutschen je behauptet worden. G. schreibt, wir seien „weder Kultur- noch Volksdeutsche“, wir hätten ja auch keltisches und römisches Blut in den Adern! (Anerkannt sei, daß er die Pfahlbauer nicht erwähnt), und „Blut und Boden formen ein Volk“ (also ganz wie draußen!). Mit Recht fügt er bei, der Geist gehöre auch noch dazu. Jawohl, der Geist ist es, und der Geist wird bei uns in politischen Dingen seit siebenhundert Jahren anders er z o g e n als in Deutschland; das staatliche Denken ist darum bei uns anders geworden als im Reich. Aber der Staat ist nicht die einzige geistige Macht; es gibt daneben noch das, was man Kultur nennt, und wer leugnet, daß wir in Kunst und Wissenschaft, in Sitten und Gebräuchen den Reichsdeutschen näher stehen als „den Holländern, Norwegern, Schweden, und Engländern“, der weiß nicht, was Kultur ist.

Und welches sind denn die „verheerenden kulturellen Wirkungen“ der deutschen Überfremdung gewesen, bis der „Schweizer Spiegel“ erschien, der sich das Verdienst zuschreibt, sie als erster bekämpft zu haben? Daß neben den Kulturererscheinungen auch allerlei Unkulturererscheinungen einhergingen, ist natürlich wieder richtig, aber die bayrischen Bierhallen lagen doch dem Geiste unseres Volkes nicht ferner als die Dancings und Bars und die deutschen Studentenlieder mindestens so nahe wie die heutigen Niggersongs. Die deutsche Überfremdung „tötet unsere besten schöpferischen Kräfte“? „Wir können nie etwas

Rechtes leisten, wenn wir unserer Art Gewalt antun"? Nach G. haben wir unserer Art nun schon seit mehr als hundert Jahren Gewalt angetan, aber freilich: wir haben in dieser Zeit ja auch nur e i n e n Gott-helf, e i n e n Keller, e i n e n Meyer, e i n e n Spitteler hervorgebracht!

Nicht weniger oberflächlich hantiert G. auf dem politischen Gebiet, wenn er die Stellung Österreichs zum Reich dem der Schweiz zum Reich einfach gleichsetzt und den gewaltsamen „Anschluß“ von 1938 als eine Folge der „kulturellen Gleichschaltung“ darstellt. Österreich hatte doch in den letzten Jahrhunderten des fast tausendjährigen „Ersten Reiches“, des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, an der Spitze gestanden, hatte ihm noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Metternich den allmächtigen Minister gestellt, sich nach der Ausscheidung von 1866 schon 1879 wieder mit dem „Zweiten Reiche“ verbündet und an seiner Seite den ersten Weltkrieg erlebt; die Schweiz aber hatte sich 1499 tatsächlich und 1648 mit ausdrücklicher Anerkennung aus dem Reich gelöst und sich 1815 neutral erklären lassen. Das hätte ja Hitler nicht gehindert, bei Gelegenheit einen Versuch mit dem „Anschluß“ der Schweiz zu machen, aber doch wohl erst während des Krieges, und auch da ist es nicht geschehen. Und diese zwei grundverschiedenen Fälle setzt G. einander gleich und erklärt das Schicksal Österreichs einzig aus der „Kulturgemeinschaft"! Wenn ferner Deutschland erst seit hundert Jahren „geradezu ein Schulbeispiel einer imperialistischen Macht darstellt“, kommt das einfach daher, weil England und Frankreich ihm um Jahrhunderte zuvor gekommen sind; aber Imperialisten sind sie seither geblieben; der Machttrieb muß also auch ihnen „im Blute liegen“; bloß so zum Zeitvertreib haben sie sich ihre Weltreiche auch nicht zugelegt. Was die Schwere der Herrschaft betrifft, kann man natürlich Kriegs- und Friedenszeiten einander auch nicht ohne weiteres gleichsetzen. Die deutsche Herrschaft in Holland soll und kann damit natürlich nicht entschuldigt werden, aber wenn den Irländern die englische Herrschaft in Friedenszeiten so leicht vorgekommen wäre, so hätten sie auf dieses Glück nicht so leicht verzichtet.

Guggenbühl hält es für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, daß Deutschland vermöge der Tüchtigkeit, ja Liebenswürdigkeit seines Volkes „in verhältnismäßig kurzer Zeit“ wieder eine Großmacht werde. Daß es im nächsten Menschenalter keine Allzugroßmacht werde, dafür

werden andere Leute schon sorgen. Und dafür, daß das schweizerische Mitleid mit einem besiegten Deutschland nicht „zur Schwäche werde“ und nicht in „Verbrüderungsorgien“ (wörtlich!) bis zur „Selbstvernichtung“ führe, dafür wäre auch ohne den „Schweizer Spiegel“ gesorgt. Solange im politischen und sozialen Denken Unterschiede bestehen, werden wir ihrer auch ohne solche Ankenrufe bewußt; G. aber meint, wenn Deutschland einmal viel demokratischer, judenfreundlicher, kirchlicher und pazifistischer sei als die Schweiz, dann dürften wir „die Schranken erst recht nicht niederreißen“ - - - doch da hat er recht, nur macht er sich da vorläufig unnötige Sorgen.

In scharfem Gegensatz zu Guggenbühl steht Prof. Schmid in der anfangs erwähnten Antrittsvorlesung, die soeben in der Reihe der „kultur- und staatspolitischen Schriften der Eidgenössischen Technischen Hochschule“ erschienen ist. Wo der Deutschschweizer politisch 1939 und 1940 zu stehen hatte, darüber läßt der Generalstabshauptmann Schmid nicht den geringsten Zweifel, und die seit 1933 blühende „totalitäre“ nationalsozialistische Staatskultur lehnt er selbstverständlich mit aller Deutlichkeit ab; aber heute, „wo die politische Gefahr zu schwinden beginnt“, „haben wir uns der kulturellen Bindungen wieder zu erinnern“ und dürfen es tun „um des Schicksals der Schweiz willen, von der wir wissen, daß sie nicht wäre, was sie ist, ohne das Deutschland der Vergangenheit, und von der wir glauben, daß sie nicht bleiben kann, was sie sein möchte, wenn der deutsche Geist für immer untergehen sollte“. Denn auf die Dauer können wir nicht in „geistiger Autarkie“ leben, wie wir es in den letzten zehn Jahren tun mußten. Schmid fordert eine scharfe Unterscheidung zwischen Politik und Geisteskultur, zwischen dem deutschen Geist der letzten zehn Jahre und dem einer langen Vergangenheit, der „zu den Gründen unseres Wesens gehört“ und — so hoffen wir doch — wohl auch wieder einmal der Geist einer deutschen Gegenwart und Zukunft wird; denn „Deutschland ist größer als jener uns fremde, bedrohliche Nachbarstaat des letzten Jahrzehnts“, und „wir können nicht wünschen, daß mit dem heutigen Deutschland auch das deutsche Geistesleben zugrunde gehe“.

Daß er bei Leuten wie Guggenbühl und andern, die meinen, „den homo helveticus entdeckt“ zu haben, Anstoß erregen werde, war dem Redner durchaus klar, „aber“, sagte er, „es gibt Augenblicke, in

denen es zur hohen Pflicht des Wissenschafters wird, das ‚Anzeitgemäße‘ zu sagen.“ Es sei von vornherein verfehlt, eine gemeinsame und eigengesetzliche schweizerische Kultur entdecken zu wollen. Er wagt sogar zu sagen: „So stark die sittliche Verpflichtung gegenüber der Eidgenossenschaft ist - und in einem Jahr 1940 kommt es auf sie an -, so stark ist die geistige Verpflichtung gegenüber dem sprachlichen Kulturkreis. Fehlt es an dieser, so erliegen wir der Gefahr pharisäisch-biederer Verkümmern.“ Ähnlich hat sich schon vor Jahren Robert de Traz für die welsche Schweiz ausgesprochen, auf deutschschweizerischer Seite am deutlichsten Blocher, der auch schon auf die Spannungen hingewiesen hat, mit denen wir die Vorteile unserer „Doppelbürgerschaft“, der staatlichen und der sprachlichen, bezahlen. Wahrscheinlich zählt Guggenbühl diese Rede bereits zu den „Verbrüderungsorgien“, vor denen er warnen zu müssen glaubt; wir aber danken dem Redner für sein mutiges, im Sinne der Philister aber wirklich nicht recht zeitgemäßes Bekenntnis zur Gemeinschaft in der deutschen Sprache, und wenn wir diese sprechen (auch in schriftdeutscher Form), „gedenken wir uns vor gar niemand zu schämen“, obschon es die Sprache ist, „die auf offener Straße zu sprechen auf neun Zehnteln der Erde gefährlich“ ist.

Schmids Rede ist die ernsthafte Arbeit eines Kulturmenschen, Guggenbühls Aufsatz die üble Hetze eines Kulturpfuschers.

Sprachliche Beobachtungen und Gedanken auf der Bundesterrasse in Bern

Seit Jahren zieht auf unserer Bundesterrasse eine Reihe von Tafeln mit magnetischer Kraft meine Blicke auf sich, wenn mich mein Weg dort vorbeiführt. Die Tafeln laden dazu ein, DIE BELLEVUE BLUMENTERRASSEN zu besuchen*. Es sollte natürlich BELLEVUE-BLUMENTERRASSEN (oder allenfalls in einem Wort geschrieben BELLEVUEBLUMENTERRASSEN) heißen. Warum wird dem Leser

* Die Tafeln, die den Anlaß zu meinen Bemerkungen gegeben haben, sind inzwischen — offenbar im Zusammenhang mit einer Umstellung des Betriebs — verschwunden. Die Ersatzstücke enthalten die beanstandeten Stellen nicht mehr. Ich denke aber, meine Beobachtungen seien trotzdem nicht überflüssig. U. D.